

Oliver Kohl

Schwarzer Kuss

Thriller

Einer Mutter Liebe begräbt man nie, über
Tod und Grab hinaus noch reicht sie.
(Georg von Dyhern)

Prolog

*Büro des Bürgermeisters Javiers,
Cherondville,
1998*

Die junge Frau, die mit schwitzigen Händen im Vorzimmer saß, hieß Elaine. Ihr Blick fiel auf ein Thermostat an der gegenüberliegenden Wand, das stolze 35°C zeigte. Heute war es wieder so ein höllisch heißer Tag und die Sonne kannte einfach kein Erbarmen.

Elaine wischte sich den Schweiß von der Stirn und spürte, wie ihr dieser unter dem Sommerkleid den Körper entlangrann. Ein unangenehmes Gefühl, gerade heute, wo sie nun endlich die freudige Botschaft ihrem Liebsten präsentieren wollte, um endlich und dauerhaft mit ihm zusammen sein zu können.

Elaine und Javiers waren seit etwa einem Jahr ein Paar. Ein Umstand, der in Cherondville nicht gerne gesehen war, wussten die Leute doch um die Familie Javiers, die zwar sehr einflussreich war, die aber

auch alle als Halsabschneider galten. Woher derlei Gerüchte kamen war einfach. Die Familie, die eh schon alles besaß, war gierig nach Land und Höfen geworden. Meist zahlten sie den Menschen dahinter nur den Bruchteil ihres wahren Wertes und die Betroffenen hatten wenig Chance sich dagegen zu wehren.

So hatte auch Elaines Familie, allen voran ihre Schwester Marlène, ein Problem damit, war ihr doch Javiers ein Dorn im Auge, dessen politisches Treiben für allerlei Unfrieden in Cherondville und Umgebung gesorgt hatte.

Die kleine Gemeinde Cherondville lag im Südosten von Lyon, mitten in der Provinz, wo es große Ackerbauflächen gab, aber nur wenig Wälder. Die Leute waren einfach gestrickt und lebten unter sich. Aufregung gab es hier nur selten und auch die örtliche Gendarmerie hatte nicht sonderlich viel zu tun.

Dann hatte Javiers eines Tages bekanntgegeben, dass er vorhabe, das Bürgermeisteramt abzugeben, um in die große Politik zu gehen. Ein Vorhaben, das jeder in Cherondville befürwortete, sollte die verhasste Familie doch nun endlich verschwinden.

Doch sein Abgang aus der Region sorgte zu allem Verdruss auch noch dafür, dass die Presse zuhauf nach Cherondville kam, wodurch es mit der Ruhe ein für alle Mal vorbei war.

Javiers genoss die zahlreichen Auftritte im Rampenlicht der Journalisten, die den Ort, von einem auf den anderen Tag, regelrecht überschwemmten. Pressefahrzeuge versperrten Zufahrtswege und die großen Plätze, dass selbst der Markt an den Wochenenden verschoben werden musste. Ein Höhepunkt der Infamie. Ausgerechnet da, erfuhr Elaine von ihrem Arzt, dass sie schwanger war.

*

Elaine sah auf die Uhr und ihr Blick wanderte im Raum umher.

„Mademoiselle?“

Elaine drehte den Kopf.

Die Sekretärin von Javiers reichte ihr lächelnd ein Glas Wasser. „Hier, trinken Sie was.“

Elaine nahm das Wasser dankend entgegen und gleich darauf einen Schluck.

Die Sekretärin war Madame Margaux. Eine nette alte Dame, die schon seit Jahren im Bürgermeisteramt arbeitete und eine rüstige, routinierte Frau war. Sie wohnte in einer kleinen Wohnung, direkt gegenüber dem Rathaus, nachdem ihr Mann im letzten Jahr so plötzlich verstorben war.

„Im wievielten Monat sind Sie denn?“, fragte sie interessiert und setzte sich neben Elaine.

Elaine sah überrascht auf. „Woher wissen Sie ...“

Madame Margaux lächelte immer noch, „Ich mag eine alte Frau sein, Liebes, aber glauben Sie mir, ich erkenne eine Schwangerschaft sofort, auch wenn davon noch nicht viel zu sehen ist.“

Elaine nippte ein weiteres Mal an ihrem Glas. „Ich bin in der 6. Woche.“

Madame Margaux nickte und tätschelte Elaines linke Hand. „Sehen Sie?“

„Es ist mein erstes Kind und ich freue mich schon sehr darauf.“ Elaine stellte das Glas neben sich ab und fuhr sich mit der rechten Hand über den Bauch. „Ich trage mit Absicht lange Kleider, damit die Leute es auch später nicht sehen.“ Sie errötete.

Madame Margaux verzog den Mund. „Stören Sie sich nicht an den Leuten, Liebes“, beruhigte sie Elaine. „Weiß er es auch schon?“ Sie nickte kurz zum Büro des Bürgermeisters hinüber.

Elaine schüttelte den Kopf. „Nein. Ich wollte erst sichergehen und warten, was der Arzt dazu sagt.“

Madame Margaux kaute an der Unterlippe. „Sie machen das schon, Liebes.“ Sie lächelte immer noch.

Elaine blinzelte. „Ich weiß nicht.“ Sie senkte den Kopf. „Was wenn er sich nicht darüber freut?“

Madame Margaux sah sie freudestrahlend an. „Das glaube ich nicht. Er mag manchmal etwas mürrisch sein, doch ich bin mir sicher, dass ein Kind so etwas Wunderbares auch für ihn sein kann.“ Sie breitete die Arme aus. Dann stand sie auf. „Ich sehe jetzt mal nach, ob er mit dem Telefonat schon fertig ist!“

*

Javiers sah zerknirscht aus. „Du hättest es mir ruhig früher sagen können, Elaine.“

Er machte eine Pause und sah aus dem Fenster ins Dorf.

Elaine war verhalten. „Ich wollte erst sichergehen. Es tut mir leid.“ Sie senkte den Kopf. „Immerhin haben wir jetzt endlich Gewissheit, was es mit dem Schwindel und den Kreislaufproblemen auf sich hatte. Alle Sorgen waren unberechtigt. Ich bin nicht krank, Liebster.“ Sie faltete die Hände. „Es gab einen Grund hierfür.“ Sie strich sich wieder über den Bauch. „Freust du dich denn auch auf das Kind?“ Ihr Lächeln blieb jedoch zurückhaltend.

Er stand immer noch mit dem Rücken zu ihr. „Das Kind wird zu einem ungünstigen Zeitpunkt kommen, wir sind mitten im Wahlkampf.“ Er blieb weiter am Fenster stehen.“

„Ich bin erst in der 6. Woche, Liebster. Es dauert also noch ...“

„Hm, ja, etwa 34 Wochen, wenn alles nach Plan verläuft.“ Er drehte sich jetzt zu ihr um. Sein Gesicht war ernst. „Das sind noch fast acht Monate, Elaine.“ Sein Gesicht verkrampfte sich. „Verdammt noch mal, Elaine. Hätte das nicht warten können?“ Elaine traute ihren Ohren nicht. „Ich habe mir das nicht ausgesucht, Liebster. Außer-

dem sind daran immer zwei beteiligt. In diesem Fall du und ich!“ Sie klang gekränkt. „Die Natur lässt sich nun mal nicht bestechen!“

„Was?“ Er stierte sie an. „Was meinst du damit?“

Elaine stockte der Atem.

Javiers kam auf sie zu. „Ich habe dich etwas gefragt!“ Seine Stimme war zornig.

„Ich ... ich habe gedacht, du würdest dich freuen. Ich dachte, wir können jetzt endlich eine Familie sein?“

Er tat dies ab, stattdessen packte er sie bei den Schultern. „Jetzt hör mir gut zu, Elaine, denn ich werde es nur einmal sagen.“ Er hielt kurz inne und wirkte plötzlich wie ausgewechselt, so als suchte er nach den richtigen Worten. „Der Wahlkampf, die Fortschritte, die wir gemacht haben. Die Provinz gegen die Mächtigen aus der Großstadt. Unter normalen Bedingungen könnten deine Wünsche in Erfüllung gehen, aber nicht jetzt und auch in naher Zukunft nicht.“ Er senkte den Kopf und ließ sie los. „Du kannst das Kind nicht behalten, die Leute werden über uns reden und das tut dem Wahlkampf nicht gut.“

Ich kann das Kind nicht akzeptieren, tut mir leid!“ Er wandte sich von ihr ab.

Für Elaine brach eine Welt zusammen. „Was?“ Tränen rannen ihr übers Gesicht. „Aber, dass kannst du nicht ...“ Sie musste sich setzen. „Immer geht es nur um dich“, erwiderte sie trotzig.

Er stand wieder am Fenster.

Sie ballte die Hände zu Fäusten. „Was du verlangst, wird nicht geschehen. Sollen die Leute reden, ist mir doch egal!“

Sie hörte ihn schwer atmen. „Du wirst tun, was ich dir sage, Elaine, oder ...“

„Oder was?“, unterbrach sie ihn.

Er wurde aufbrausend. „Ich warne dich, Elaine. Ich meine es ernst...“, brüllte er sie an, doch als er bemerkte, was sein Gefühlsausbruch bei ihr bewirkte, beruhigte er sich rasch wieder. „Warum streiten wir darüber? Ich liebe dich doch!“ Er wollte sie berühren und in den Arm nehmen, doch Elaine wich zurück.

„Bleib wo du bist, Javiers.“ Sie schluchzte. „Meine Schwester hatte recht gehabt. Ich hätte mich niemals auf dich einlassen dürfen!“ Damit machte sie kehrt, stieß die Tür auf und ließ Javiers allein in seinem Büro zurück.

Monate später ...

Sie hatten sich lange Zeit nicht gesehen. Der Wahlkampf lief für Javiers besser als erwartet. Ohne Kind und ohne Kegel ließen sich die Machtspiele, die Intrigen dahinter und das Gelage weitaus besser händeln als gedacht.

Elaines Familie hingegen hatte ihr die Hölle heiß gemacht, allen voran Marlène. Aber auch die Leute im Dorf sahen Elaine nicht mehr als das an, was sie vor der Liebelei mit Javiers gewesen war. Sie hasste sie dafür, was sie zeitweise verbittert werden ließ. Das Einzige, was ihr geblieben war, war das Kind. Sie streichelte es und redete mit ihm, als wäre es bereits auf der Welt. So verstrich die Zeit und der Bauch wuchs immer mehr an. Sollten sie doch alle glauben, was sie wollten. Bald würde dieser Wahlirrsinn vorüber sein und Javiers zu ihr zurückkehren.

Eines Tages stand er dann vor ihrer Tür und hielt einen großen Blumenstrauß in den Händen. Er hatte sich verändert, glaubte sie zumindest, denn das neue Amt schien ihm gut zu stehen. All das Leid und der Verzicht auf alles, was ihm lieb und

teuer war, hatte sich anscheinend bezahlt gemacht.

„Hallo Elaine.“ Sein Gesicht strahlte, wie die Sonne an diesem Tag.

Elaine fühlte Kälte und Hitze in ihrem Körper. Die fortgeschrittene Schwangerschaft verlangte ihrem Körper alles ab.

„Hallo ...“, erwiderte sie. „Warum bist du hier?“ Diese Frage brannte ihr unter den Nägeln.

Er zuckte mit den Schultern, dann hielt er ihr mit gesenktem Haupt die Blumen hin.

„Ich habe dich vermisst und ich dachte, das macht dir Freude, Liebes!“

„Du hast dich lange nicht bei mir gemeldet, warum jetzt?“

Er hob den Kopf. Ein Lächeln stahl sich um seine Mundwinkel. „Wir haben es geschafft, Elaine.“ Er sah auf ihren Bauch.

Sie runzelte die Stirn, ließ ihn aber immer noch nicht herein. „Wir?“, fragte sie.

Er nickte. „Ich habe gewonnen. Wir sollten feiern.“

Elaine wusste nicht, wie sie darauf reagieren sollte, denn immerhin war ihre Liebe zu ihm noch immer nicht erloschen. Auch wenn er sie enttäuscht und unter Druck

gesetzt hatte. „Wie du siehst, ist das Kind auch noch da.“

„Wann ist es denn soweit?“, fragte er vorsichtig.

„Der Arzt sagt, dass es jetzt jeden Tag kommen könnte.“

„Das ist schön.“ Er wirkte verhalten. „Hör mal, Elaine. Es tut mir alles so unendlich leid. Ich habe oft über unser Gespräch nachgedacht und ich ... ich habe mich wie ein Arschloch verhalten.“

„Du hast von mir verlangt, unser Kind zu töten!“

„Abtreibung trifft wohl eher zu.“

Sie schüttelte den Kopf und verschränkte die Arme vor der Brust. „Ich sehe darin keinen Unterschied.“ Sie presste die Lippen zusammen und versuchte einen erneuten Heulanfall zu unterdrücken.

„Du hast ja recht, Elaine. Was ich dir angetan habe, ist im Grunde nicht wieder gutzumachen.“

„Willst du dich etwa so aus der Affäre stehlen?“, hielt sie ihm vor und genoss den Augenblick, ihn so zu sehen.

„Nein, nein. Ich will gar nichts. Ich habe bekommen, was ich verdient habe.“ Er sah sie wieder an. „Wenn du willst, dass ich

gehe, komme ich nicht mehr zurück. Ich verspreche aber für das Kind zu sorgen.“ Elaines Beine wurden weich, sie schwankte.

„Elaine? ELAINE?“ Javiers erkannte den Schwächeanfall sofort. Noch bevor sie fiel, fing er sie auf und drückte sie an sich. „Ich liebe dich, verdammt noch mal. Jetzt tu mir das nicht an!“

Elaine schwanden die Sinne.

„JAVIERS!“

Er fuhr herum.

Marlène stand hinter ihm und drängte sich vorbei. Die vollen Einkaufstüten ließ sie an der Straße stehen. „Was hast du hier zu suchen?“ Sie funkelte ihn an.

„Ich ... ich wollte nur nach ihr sehen!“, erwiderte er.

„Blödsinn!“, fauchte Marlène ihn an. „Nur Leid hast du über meine Schwester und das Kind gebracht. Verschwinde von hier!“ Javiers wirkte der Situation hilflos gegenüber. „Was ist mit ihr?“

Marlène ging darauf nicht ein. „Ruf sofort einen Arzt, sie hat entweder einen Schwächeanfall oder das Kind kommt!“

Javiers sah sie immer noch an.

„NUN RUF SCHON AN!“

Er schüttelte den Kopf. „Das dauert mir zu lange. Ich fahre sie ins Krankenhaus!“

Marlène schüttelte den Kopf. „Nein. Wir brauchen den Krankenwagen!“

Javiers platzte der Kragen. „Es ist mein Kind!“ Er drängte sich bereits an Marlène vorbei. Die protestierte hinter ihm. Es kam zu einem kurzen Handgemenge, das bereits neugierige Augen von der Straße anlockte.

„Du rufst das Krankenhaus an und sagst denen Bescheid, dass wir unterwegs sind“, schlug Javiers ihr vor.

„Sie ist meine Schwester! Ich komme mit!“, krakeelte Marlène lautstark.

„Nein!“ Javiers machte auf dem Absatz kehrt und trug Elaine unter den Augen der Nachbarn zu seinem Auto. Dort holte er Kissen aus dem Kofferraum und legte Elaine auf die Rückbank. Ihre Füße winkelte er an. Dann schloss er die Türen und setzte sich hinters Steuer. „Es wird alles wieder gut, Liebste!“ Dann startete er den Motor und brauste davon.

Javiers gab Vollgas und machte gewagte Überholmanöver.

Die Erntezeit war in vollem Gange und viele Traktoren und Landmaschinen waren unterwegs.

Er schimpfte und trommelte auf dem Lenkrad herum.

Elaine öffnete langsam die Augen. Sie hatte starke Kopfschmerzen und ihr Unterleib brannte höllisch. Übelkeit und Erbrechen machten sich breit. Sie würgte und übergab sich auf dem Rücksitz.

„Elaine? Schatz? Was ist los?“ Er sah in den Rückspiegel. Dann drehte er den Kopf.

Sie würgte wieder. „Wo bin ich?“

„Du hattest einen Schwächeanfall. Ich bringe dich ins Krankenhaus.“

Sie schüttelte den Kopf. Sie war blass und ihre Augen wirkten eingefallen. „Irgendetwas stimmt nicht!“, nuschelte sie.

Javiers geriet in Panik und wich dem nächsten Traktor aus. Ohne den Blinker zu setzen, raste er über die nächste Kreuzung.

„Wo ist Marlène?“, fragte Elaine mit schwacher Stimme.

Javiers reagierte nicht und konzentrierte sich weiter auf den Verkehr.

„Wo ... was ... aargh. Die Übelkeit wurde immer stärker. Ihr ganzer Körper zog sich zusammen. Ein Zittern lähmte sie. „Javiers, was ...“ Sie erhob sich und zog sich mit letzter Kraft an der Rückenlehne des Fahrersitzes hoch.

Javiers gab weiter Vollgas. Er war viel zu schnell unterwegs.

Elaine nahm einen faden Geruch an ihrer Hand wahr. Sie verzog das Gesicht und erinnerte sich an seine Blumen. Sie hatte sie nicht in der Hand gehalten, aber ...“ Ein schrecklicher Verdacht keimte in ihr auf. „Javiers, halt sofort an!“ Speichel lief ihr aus dem Mund. „JAVIERS!“ Sie wurde hysterisch und packte ihn von hinten an der Schulter.

Javiers erschrak, als er ihr fahles Gesicht im Rückspiegel sah. Zu spät sah er den großen Mähdrescher, der von rechts auf sie zukam. Javiers machte eine Vollbremsung, doch es war zu spät ...

Im Krankenhaus

Der Zusammenstoß war verheerend gewesen, denn Javiers Wagen war von der Straße abgekommen und hatte sich mehrmals überschlagen, bevor dieser auf einem Acker zum Stehen kam. Sofort waren Bauern und Landarbeiter zu ihnen geeilt und hatten einen Krankenwagen angefordert. Jetzt kämpften die Ärzte um das Leben der schwangeren Frau und ihrem Kind. Javiers hatte sich zwei Rippen und den rechten Arm gebrochen. Er saß mit schmerzverzerrtem Gesicht in der Notaufnahme in einem Rollstuhl, als sich ein Arzt näherte.

„Monsieur Javiers?“

Javiers sah auf. „Ja?“

„Wie geht es Ihnen?“, erkundigte sich der Arzt.

„Wie geht es meiner Frau?“

„Sie sind verheiratet?“, fragte der Arzt.

Javiers schüttelte den Kopf. „Nein, noch nicht. Wie geht es dem Kind?“

„Sie hatten einen schweren Autounfall, Monsieur. Erinnern Sie sich daran?“

Javiers nickte. „Einigermaßen.“

Der Arzt nickte. „Gut, gut. Nun, Ihrer Frau geht es nicht so gut. Wir müssen sofort operieren, um die Mutter und das Kind zu retten!“

„Sie werde also beide überleben?“, erkundigte sich Javiers.

Der Arzt nickte. „Es besteht noch Hoffnung!“

Javiers presste die Augen zusammen.

„Sie haben Glück gehabt, dass alle Beteiligten so schnell reagiert haben, Monsieur“, erwiderte der Arzt.

„Wann kann ich sie sehen?“, wollte Javiers wissen.

„Wenn die Operation beendet ist. Aber ich muss erst ihre Familie darüber informieren.“

„Ist das notwendig? Ich bin doch da.“

„Das ist reine Formalität, Monsieur. Solange Sie nicht verheiratet sind, haben Sie keine Entscheidungsbefugnis.“

Javiers nickte. „Natürlich, Doktor. Das verstehe ich. Ich dachte nur daran, dass das Verhältnis zu der Familie nicht das Beste ist.“

„Dazu kann ich nichts sagen, Monsieur. Ich tue hier lediglich meine Arbeit.“ Dann

stockte der Arzt. „Momentmal, ich kenne Sie doch!“

Javiers nickte.

„Ich bitte um Entschuldigung. Sie sind doch dieser Politiker!“

„Genau der“, stimmte ihm Javiers zu.

„Oh. Hören Sie, wir werden alles in unserer Macht stehende tun ...“

Javiers beugte sich zu dem Arzt vor. „Ich hätte da eine Idee, Doktor, wie Sie mir vielleicht helfen könnten ...“

Nächster Tag

Als Elaine ihre Augen öffnete stand ihre Familie vor ihrem Bett. Von Javiers keine Spur. Marlène wollte ihn nicht sehen. „Elaine, wie geht es dir?“, fragte sie besorgt und setzte sich neben Elaine aufs Bett.

Elaine fiel es schwer ein Wort über die Lippen zu bekommen. Sie nickte fürs Erste. „Wo ist Javiers?“ krächzte sie aber dann doch.

Marlènes Gesichtsausdruck war gleichgültig. „Er ist nicht hier. Er wird dich nie wieder belästigen, Schwesterchen.“

Elaine legte die Stirn in Falten. „Was ist denn los?“, wollte sie ungehindert wissen. Marlène sah den Rest der Familie an und senkte den Kopf. „Du musst erst wieder gesund werden, dann ...“

Elaine hob die Bettdecke und sah an sich hinab. Dann hob sie den Kopf und sah sich um. „Wo ist mein Kind?“, fragte sie mit schwacher, aber unruhiger Stimme.

Marlène machte ein betretenes Gesicht.

Genau in diesem Moment klopfte es an der Tür und ein Arzt kam herein. „Darf ich kurz stören, Mademoiselle Elaine?“

Sie nickte.

Marlène erhob sich und machte dem Arzt Platz.

„Wie geht es Ihnen heute?“, erkundigte sich dieser.

„Was ist mit meinem Kind, Doktor?“

Der Arzt trug ein Stethoskop um den Hals und prüfte ihren Puls.

„Doktor?“, wiederholte sich Elaine.

Der Arzt drehte den Kopf. „Sie wissen nicht was passiert ist?“

Elaine schüttelte den Kopf. „Nein ...“

„Sie und Javiers hatten einen schweren Autounfall draußen auf der Landstraße.“

Elaines Gesicht war voller Sorge.

„Sie wurden schwer verletzt eingeliefert und ...“

„WO IST MEIN KIND, DOKTOR?“, fuhr es aus Elaine heraus. Sie war wieder hysterisch.

„Ihr Kind hat es nicht geschafft. Es tut mir leid.“ Der Arzt senkte den Kopf. Elaines Kopf fiel zurück ins Kissen. Sie wollte schreien, konnte aber nicht. Sie wollte heulen, tränkte aber nicht. Ihr ganzer Körper erstarrte, sie verkrampfte und schnappte nach Luft. Dann erst brachen alle Dämme und sie verfiel in eine unendliche Trauer ...

Später

Am Abend rollte Javiers in seinem Rollstuhl sitzend zu Elaine ins Zimmer. Sein Gesicht war ebenfalls tief betrübt.

Elaine lag in ihrem Bett und starrte zur Decke. Als er hereinkam, würdigte sie ihn keines Blickes.

„Elaine?“

Sie reagierte nicht.

„Elaine, bist du wach?“

Sie reagierte noch immer nicht.

Er rollte bis nah an ihr Bett heran und wollte ihre Hand berühren, doch sie zog sie weg. Ihre Miene blieb ausdruckslos.

„Was willst du hier?“, fragte sie ihn.

„Ich wollte nach dir sehen.“

Sie sah immer noch zur Decke.

„Das mit dem Kind, tut mir leid, Elaine. Ehrlich.“

„Ich glaube dir nicht!“

Javiers verengte die Augen. „Was?“

„Du hast unser Kind umgebracht.“ Sie hob den Kopf und starrte ihn jetzt an. „Endlich ist es dir gelungen unser Kind zu töten!“

Javiers erstarrte und bekam von ihrem Blick eine Gänsehaut. „Warum sagst du das? Es war ein Unfall. Auch ich habe Verletzungen davongetragen.“

Sie lachte heiser. „Verletzungen heilen, ein totes Kind aber nicht.“ Sie erhob sich, ihr Gesicht sah verheult aus. Ihre Augen waren gerötet. „Du hast richtig gehört, du bist ein Kindsmörder, Javiers!“

Javiers löste die Bremse und wollte mit seinem Rollstuhl zurückfahren, doch Elaine hielt ihn fest.

„Lass los!“, sagte Javiers verärgert. „Du bist ja nicht von Sinnen!“

„Gib es zu, Javiers, du hast unser Kind mit Absicht getötet!“

„Nein!“

„DOCH, SAG ES!“, krächzte sie und krabbelte vom Bett auf seinen Schoss. Mit ihrem Finger tippte sie ihm schmerzhaft gegen den Verband. „SAG ES, SAG ES!“

„Aua, lass mich los, du bist ja komplett übergeschnappt! HILFE!“, schrie er.

Sie hielt ihm den Mund zu und schlug mit der anderen Hand noch kräftiger gegen seine Brust. Schnell färbte sich der Verband rot und Javiers durchfuhr ein zuckender Schmerz.

„Du bist ein Mörder, ein Mörder bist du. Ich weiß es, wo ist unser Kind? Wo hast du es vergraben, du mieser Scheißkerl!“ Sie packte sein Gesicht und spuckte ihn an.

„HILFE!“ Javier schrie immer noch.

Elaine lachte nur. Dann packte sie seine Hand und presste sie unter ihr Patientenhemd gegen ihren Bauch. „Spürst du die leere Höhle, wo einst unser Kind war!“ Sie war wie von Sinnen und zog sich an den Haaren.

Javier war entsetzt. Elaine war komplett übergeschnappt.

Genau in diesem Moment wurde die Tür aufgestoßen und mehrere Pfleger und ein Arzt kamen ins Zimmer gestürmt. Was sie sahen, ließ sie entsetzen, denn Elaine stand völlig neben sich, verhielt sich wie ein verletztes Tier und riss an Javiers herum, der hilflos in seinem Rollstuhl hing.

Schnell wurde die Furie gepackt und auf ihrem Bett fixiert. Elaine trat um sich, schrie, biss und spuckte die Pfleger an, die Mühe hatten, die junge Frau im Zaum zu halten, bis ihr der Arzt eine Beruhigungsspritze gab und sie endlich einschlief.

Javiers rollte aus dem Zimmer. Er wollte sie nie wiedersehen.

Elaine blieb noch eine ganze Weile im Krankenhaus und musste sich zahlreichen Untersuchungen unterziehen, unter anderem einem Test zur Überprüfung ihrer Psyche.

Javiers hingegen sah von einer Anzeige ab. Hatten sie beide doch zu viel verloren. Ihre Liebe war erloschen und es gab keinen Weg zurück. Der Unfall hatte alles verändert. So ließ er sie zurück und in dem Glauben, ihn zum Krüppel gemacht und die Familie zerstört zu haben. Dies führte bei Elaine zu einer tiefen Krise und

die daraus resultierende Schuld zu einer unerschütterlichen Depression.

Sie hatte nun endgültig ihren Verstand verloren.

Ein psychologisches Gutachten bescheinigte ihr später eine paranoid-halluzinatorische Schizophrenie. Durch diese Diagnose steckte man sie in eine Irrenanstalt, wo sie einige Zeit später Selbstmord beging, weil sie glaubte ihr Kind gesehen zu haben und aus einem Fenster in den Tod sprang.

Ihre Schwester Marlène war darüber sehr erschüttert.

Nach der Beerdigung ging Javiers unermüdlich seiner Karriere nach und zog ins ferne Paris, wo er wieder heiratete und eigene Kinder hatte ...

Kapitel 1

*Auf einer nächtlichen Landstraße,
Gegenwart*

Antoine Javiers hielt den Kopf gesenkt und gab weiter Vollgas. Nur so hoffte er dem aufkommenden Unwetter über ihm zu entkommen, bevor der Regen in Sturzbächen auf ihn niederging. Die Nacht war rabenschwarz und in dieser Gegend besonders finster, da es weit und breit keine Straßenlaternen oder anderes Licht zu geben schien. Die zwei H7-Freiflächenscheinwerfer seiner Ducati Streetfighter V4 schnitten wie ein Skalpell durch die Schwärze und formten einen wahrhaftigen Lichttunnel, der zusehends von Regentropfen infiltriert wurde.

Antoine war ein geübter Fahrer, vertraute auf seine Erfahrung und die Sicherheit seiner Maschine, deren Farbe „Dark Stealth“ mit der Umgebung regelrecht verschmolz. Mit jeder Faser seines in Spezialkleidung gehüllten Körpers, spürte er die Natur-

gewalten, die sich ihm entgegenstellten und bereitmachten, um auf ihn niederzugehen. Dadurch wuchs die Anspannung und mit ihm auch die Atmung.

Mit einem flüchtigen Blick auf den Routenplaner in seinem Mobiltelefon überprüfte er seine derzeitige Position. Gleichzeitig behielt er die Tachoanzeige im Auge, die schon jetzt stolze 180 Stundenkilometer anzeigte. Insgeheim ärgerte er sich darüber, dass er überhaupt von der Landstraße abgefahren war, nur um ein paar Kilometer bis zum Treffpunkt mit den anderen zu sparen. Jetzt war er irgendwo im Nirgendwo und das Unwetter direkt über ihm. Rasch überlegte er seine Freunde zu kontaktieren, entschied sich aber dagegen, als der Himmel schon wieder zu grollen anfang. Da tauchten in der Ferne plötzlich flackernde Lichter auf, die sich bei näherer Betrachtung als eine Ansammlung von provisorisch aufgestellten Warnschildern und Leuchten entpuppten. Antoine runzelte die Stirn und fragte sich, was das wohl zu bedeuten hatte. Vielleicht war irgendwo eine Baustelle, die er umfahren musste. Sofort drosselte er seine Geschwindigkeit und sah dabei automatisch

in den Rückspiegel. Er war allein, in all der Schwärze der Nacht. Da zuckten bereits die ersten Blitze vom Himmel und Antoine riskierte kurz einen Blick nach oben. Was er sah, gefiel ihm ganz und gar nicht. Die Wolkendecke war aufgerissen und ein schwarzes Loch gähnte über ihm, breit genug, ihn und alles um ihn herum zu verschlucken. Dann öffnete der Himmel seine Schleusen und ließ ein wahres Trommelfeuer an Regentropfen und Hagelkörnern, auf ihn niedergehen. Fallwinde drückten ihn in seinen Sitz und Antoine musste weiter vom Gas, um nicht zu stürzen. Dabei konnte er gerade noch den flackernden Hindernissen ausweichen, wodurch die Hinterräder seiner Ducati den Halt zum Asphalt verloren. Antoine hatte Mühe, die Maschine in der Spur zu halten und begann zu fluchen. Gekonnt bugsierte er sich dann aber doch durch das Labyrinth der Absperrung und entdeckte plötzlich eine Abzweigung nach links. Er setzte zur Sicherheit den Blinker und zog einmal quer über die Straße in die Abzweigung ein. Er schaltete auf Fernlicht um und gab wieder Gas. Der Himmel über ihm blieb weiter sehr bedrohlich. Die Nacht wurde

immer schwärzer und ein gefährlicher Seitenwind kam nun auch noch auf. Antoine senkte wieder seinen Oberkörper nach vorn und versuchte dem Gegenwind so wenig wie möglich eine Angriffsfläche zu bieten. Nasses Laub machte die Fahrbahn zu einer Rutschpartie und die Räder der Maschine brachen immer wieder aus. Je weiter er kam, desto schlechter wurde der Asphalt und Antoine fragte sich schon, ob er nicht wieder umkehren sollte, doch da vernahm er mit einem Mal ein ohrenbetäubendes Geräusch. Er hob den Kopf und blinzelte in die stürmische Nacht hinein, doch die Sicht reichte nur wenige Meter voraus.

Plötzlich war da etwas Großes auf der Fahrbahn. Bei den schlechten Sichtverhältnissen sah es wahrlich grotesk und unförmig aus. Das Ding grunzte und brüllte. Antoine sah große Augen und erschrak. Geistesgegenwärtig trat er in die Fußbremsen, doch es war zu spät.

Der Aufprall war brutal. Fleischfetzen und Blut spritzten ihm übers Helmvisier und rissen Antoine von seinem Sitz herunter. Er stürzte mit dem Helm voran auf den nassen Asphalt. Das Visier brach und

Kunststoffsplinter zerschnitten ihm sein Fleisch und das Gesicht. Sehnen rissen, Knochen brachen, als er über den Rand der Straße hinaus ins Unterholz geschleudert wurde und schließlich das Bewusstsein verlor ...

1.03 Uhr

Das Telefon klingelte. „Ist es vollbracht?“ Die Stimme am anderen Ende der Leitung verneinte das.

„Nein? Warum nicht?“

„Ich kann es mir nicht erklären. Es ging alles viel zu schnell ...“, stotterte die Stimme.

„Verdammt nochmal. Also gut. Wir klären das später!“

„In Ordnung.“

„Gut. Verhalte dich still. Ich rufe jetzt im Krankenhaus an und melde den Unfall.“

Die Stimme am anderen Ende war einverstanden.

„Hast du getrunken?“

Die Stimme war unruhig. „Ein bisschen!“

„Kannst du dich nicht einmal an den Plan halten und das Saufen lassen?“

Die Stimme war verhalten. „Es tut mir leid.“

„Halt die Klappe und setz dich wieder in deinen Verschlag. Solltest du gefragt werden, halte dich an den Plan!“

Die Stimme gluckste. „Mach ich.“

Das Gespräch war beendet.

1.15 Uhr

„Notrufzentrale Krankenhaus, was kann ich für Sie tun?“

„Hallo? Ich möchte einen Unfall melden.“

Der Diensthabende war Monsieur Colat.

„Nennen Sie mir bitte Ihren vollständigen Namen sowie die Adresse und wo sich der Unfall ereignet hat!“

„Der Unfall ist auf der Landstraße, irgendwo draußen bei der Baustelle passiert

...“

„Ihr Name?“

Pause.

„Hallo?“

„Ich glaube es gibt einen Verletzten!“

„Hallo? Ich verstehe Sie schlecht. Hallo?“

Der Anruf war beendet.

*Im Krankenhaus,
spät in der Nacht*

Antoine Javiers erwachte in einem Krankenbett. Sein ganzer Körper schmerzte und fühlte sich zerstört an. Er hatte Mühe den Kopf zu drehen und sah nur Gerätschaften, die ihn wie einen Rockstar umringten, um ihn am Leben zu halten. Niemand war anwesend und das Zimmer abgedunkelt. Schnell bekam er es mit der Angst zu tun. Neben seinem Bett stand ein Rollwagen mit einer Flasche Wasser darauf. Über seinem Bett am Kopfende war ein Schalter angebracht, der mit einem Kabel in der Wand verbunden war. Ein Notfallknopf! Antoine versuchte sich zu erinnern, was auf dieser Straße passiert und mit was er da eigentlich kollidiert war, als er plötzlich ein eigenartiges Geräusch vernahm, das er nicht einordnen konnte. Angsterfüllt sah er sich in dem Raum um. „Hallo? Ist da jemand?“, flüsterte er unter Schmerzen und mit schwacher Stimme. Doch niemand antwortete. Er kam sich hilflos vor und wie auf dem Präsentierteller. Dann war das Geräusch wieder da, leise und kaum hörbar. Ein Quietschen, dann ein

Rascheln, wie wenn Wind durch Blätter fegte. Schweißperlen rannen ihm über das Gesicht, die er nicht fortwischen konnte und kitzelten seine Haut. Da entdeckte er einen dunklen Schatten, der sich am Rand der Decke entlangbewegte.

Antoine schüttelte den Kopf. Seine Augen schienen ihm einen Streich zu spielen. Er versuchte seine Finger zu bewegen, um vielleicht an den Notfallknopf zu kommen, als er ein Flüstern vernahm. Im nächsten Moment glotzten ihn zwei gelbe Augen aus der Finsternis verstohlen an.

Antoine fuhr erschrocken zusammen. Entsetzliche Schmerzen peinigten seinen Körper und er schloss rasch seine Augen. Als er sie wieder öffnete, erschrak er erneut, denn genau über ihm an der Decke hockte eine schwarze Kreatur, die genau in diesem Moment auf sein Bett sprang. Antoine wollte schreien, konnte aber nicht. Seine Stimme versagte, als die Kreatur auf ihn zukroch. Ihr Atem roch faulig. Der Körper war eigenartig und da, wo sie hockte, hinterließ sie schwarze Spuren auf seinem Bett.

Antoine presste die Augen noch fester zusammen, doch das nützte alles nichts, denn die Kreatur war ihm nun ganz nah. Er schmeckte eine fade Substanz und musste würgen, als das Ding ihm seine Lippen auf die seinen drückte. Antoine schrie jetzt so laut er konnte, bevor er das Gefühl bekam, innerlich zu verbrennen. Im nächsten Moment glaubte er zu fliegen, dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Sofort wurde die Tür am anderen Ende des Krankenzimmers aufgestoßen und ein Mann und eine Frau stürzten herein. Ein Wachmann und eine Krankenschwester. Was sie erblickten, ließ ihnen das Blut in den Adern gefrieren ...

2.05 Uhr

„Polizeidirektion Cherondville ... Gendarm Hugo am Telefon?“

„Äh, hicks, hallo? “

„Hallo? Wer ist denn da?“, fragte Hugo verkatert und verschlafen. Müde rieb er sich die Augen.

„Hallo? Hicks. Ich möchte einen Unfall melden!“

Hugo setzte sich auf. „Äh, was? Einen Unfall?“

„Ja, hicks. Auf der Landstraße bei der Baustelle!“

„In Ordnung, Mit wem spreche ich?“, fragte der Gendarm und rieb sich das Gesicht.

„Äh, hicks. Ach egal. Das wollte ich nur melden und rufen Sie einen Krankenwagen, bitte schnell, ich glaube es wurde jemand verletzt!“

„Verletzt, ah gut, ich kümmere mich drum. Aber nochmal. Ich brauche Ihren Namen?“

Pause

„Hicks. Hier hat sich jemand rumgetrieben. Aber er ist jetzt weg, glaub ich, hicks. Dann ... oh je, hier liegen so verdammt viele Teile herum, hicks!“

„Sie wurden überfallen, Monsieur ...?“

„Nein, hicks, hier hat sich jemand rumgetrieben!“

„Ihren Namen bitte!“ Gendarm Hugo machte sich schon erste Notizen.

„Nein, also ich weiß nicht, hicks.“

„Wo ist der Unbekannte jetzt hin? Hallo?“
Das Gespräch war beendet.

Kapitel 2

Büro des Chefinspektors, Paris

Die beiden Männer drehten sich um, als ein verhaltend dreinblickender junger Mann zur Tür hereinkam.

„Kommen Sie ruhig herein und setzen Sie sich, Nicolas.“ Der Chefinspektor wies Kommissar Nivet den Platz ihm gegenüber zu. Es war spät und das Büro des Chefinspektors war nur durch ein paar vereinzelte Lampen erhellt.

Nicolas Nivet war ein junger Kommissar der Police National. Er war 28 Jahre alt, schlank mit dunkelblondem Haar und blaugrauen Augen. Er sah sich kurz im Raum um, bevor er der Bitte nachkam. Den zweiten Mann, der nachdenklich am Fenster stand, hatte er sofort erkannt.

„Sie kennen CRS-Direktor Viktor Carentan bereits?“, erkundigte sich der Chefinspektor und lehnte sich über seinen Schreibtisch nach vorn.

Nicolas nickte dem Direktor unmerklich zu. „Mein Bruder und ich sind ihm schon

einmal begegnet. Ja.“ Er sah den Chefinspektor wieder an. „Warum haben Sie mich zu dieser späten Stunde zu sich gerufen, Messieurs?“, fragte Nicolas nach und ließ seine beiden Hände auf seiner Ledertasche ruhen.

Der Chefinspektor wollte etwas erwidern, doch Carentan kam ihm zuvor.

„Alles zu seiner Zeit, Kommissar Nivet.“ Carentan sah zum Chefinspektor, der es sich in seinem Ledersessel bequem gemacht hatte und seine beiden Hände auf den Sessellehnen ruhen ließ. Carentan blieb am Fenster stehen. Vier Augen richteten sich nun auf Nivet, dem nicht ganz wohl in seiner Haut war.

Carentan machte einen tiefen Atemzug. „Das mit Ihrem Bruder tut mir leid. Pierre Nivet war ein guter Mann und ist gleichzeitig auch ein großer Verlust für uns alle.“

Nicolas blinzelte. „Ich danke Ihnen, Herr Direktor. Das bedeutet mir sehr viel.“ Er senkte den Blick.

Der Chefinspektor räusperte sich und nickte Carentan bestätigend zu. Dann drehte er sich dem Kommissar zu. „Wie

gut kennen Sie sich mit Ammenmärchen aus, Nicolas?“

Nicolas runzelte die Stirn. So eine Frage hatte er bei Gott nicht erwartet. „Ammenmärchen?“

Der Chefinspektor nickte und rückte seine Brille zurecht. „Sie wissen doch was das ist, oder?“

Nicolas sah kurz zu Carentan, der den Blick von ihm nicht abschweifen ließ. „Natürlich. Das sind unwahre, erfundene Geschichten, die für einen naiven und leichtgläubigen Zuhörer gedacht sind.“

Der Chefinspektor drehte den Kopf zu Carentan.

„Sind Sie ein leichtgläubiger Mensch, Kommissar Nivet?“, fragte ihn Carentan.

Nicolas sah irritiert in die Runde. „Wie meinen Sie das?“

„Sind Sie ein leichtgläubiger Mensch oder halten Sie derlei Geschichten für Unfug?“, wollte Carentan hartnäckig wissen.

„Direktor?“

„Beantworten Sie einfach Carentans Frage, Nicolas“, wies ihn der Chefinspektor zurecht.

Nicolas rutschte auf seinem Stuhl herum. „Ich bin ein realistisch denkender Mensch,

wenn Sie das meinen, andererseits gebe ich fantastischen Geschichten durchaus den Raum, den sie brauchen.“

Carentan und der Chefinspektor sahen einander an. „Wie Ihr Hang zu karikativen Geschichten in Wort und Bild?“

Nicolas hielt inne. „Sie sind Fiktion.“

„Trotzdem sind Sie dafür offen“, entgegnete Carentan und sah wieder aus dem Fenster in die Nacht.

Nicolas drehte sich dem Chefinspektor zu. „Ist das ein Problem?“

Der Chefinspektor schüttelte den Kopf.

„Nein, natürlich nicht.“

„Warum bin ich dann hier?“, wollte Nivet endlich wissen.

„Wir sind der Meinung, dass Sie vielleicht genau der richtige Mann für einen ganz besonderen Fall sind.“

„Ein Fall?“

Die beiden anderen Männer nickten.

„Worum geht es?“

„Um ein Ammenmärchen, einen Politiker und dessen Sohn.“

Nicolas sah irritiert aus. „Ich befürchte, ich kann Ihnen nicht folgen ...“

„Der Politiker Javiers vermisst seinen Sohn Antoine. Vor drei Tagen hatte der einen

Motorradunfall und wurde in ein Krankenhaus eingeliefert. Noch in der gleichen Nacht verschwindet er spurlos und hinterlässt nur Asche.“

Nicolas stand die Überraschung ins Gesicht geschrieben. „Wie bitte?“

Carentan räusperte sich. „Die Menschen in Cherondville sind sehr abergläubisch. Seit Jahrhunderten grassiert dort ein Ammenmärchen von der „Aschefrau“!“

Nicolas knetete seine Finger. „Wer ist das denn?“

Der Chefinspektor sah Carentan an. „Eine unglückselige Mutter, die zu Zeiten der Französischen Revolution durch ein Feuer elendig und allein umgekommen sein soll.“

„Diese soll, laut der Legende, auf der Suche nach ihrem Sohn sein, den sie zurücklassen musste“, fuhr Carentan fort.

„Alle jungen Männer in seinem Alter gehen in Flammen auf und zerfallen zu Asche, wenn sie sie findet“, beendete der Chefinspektor die Erzählung.

Nicolas rieb sich die müden Schläfen. „Wie geht das denn?“

„Der Legende nach, sterben die Opfer durch den schwarzen Kuss“, fuhr der Chef-

inspektor fort.

„Ist der schwarze Kuss so etwas wie eine Krankheit oder gar ein Fluch?“, hakte Nicolas interessiert nach.

Carentan und der Chefinspektor schüttelten die Köpfe.

„Das geht aus der Überlieferung nicht genau hervor, aber eine Krankheit ist es ganz sicher nicht“, spekulierte der Chefinspektor mit sicherer Miene.

Carentan nickte. „Die Aschefrau irrt nachts umher und küsst junge Männer auf der Suche nach ihrem eigenen Kind. Nur die wahre Liebe kann diesen Bann anscheinend brechen. Es kann sich demnach also nur um einen Fluch handeln.“

„Seltsam!“ Nicolas sah in die Runde. „Wer hat die Asche gefunden?“

„Eine Krankenschwester und ein Wachmann“, erwiderte Carentan ausdruckslos.

„Hören Sie, Kommissar Nivet. Auch für uns klingt die ganze Sache sehr fantastisch. Fakt ist aber, dass Antoine Javiers nicht mehr da ist und die Indizien sind äußerst spärlich.“

„Ist er das einzige Opfer?“, wollte Nicolas wissen.

Seine beiden Gegenüber blieben verhalten und blieben ihm diese Frage schuldig.

„Nehmen Sie diesen Fall an?“ Carentan hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Nicolas war nachdenklich geworden, sah dann aber auf. „Was genau soll ich denn für Sie tun?“

„Sie fahren nach Cherondville und stellen Nachforschungen an. Finden Sie heraus, was passiert ist und ob Antoine tatsächlich tot ist. Oder ob etwas anderes dahintersteckt“, stellte Carentan in den Raum.

„Sie glauben an einen Schwindel?“, fragte Nicolas.

Carentan zuckte mit den Schultern. „Dafür haben wir Sie, Nivet. Überzeugen Sie uns, dass Sie der Richtige sind!“

Nicolas dachte über diese letzten Worte gründlich nach. Er wusste um das, was geschehen war und wie eine Wiedergutmachung aussehen könnte. „Ich bin dabei.“ Carentan und der Chefinspektor nickten einander zu. „Das hören wir gerne.“

„Wer ist der Verantwortliche vor Ort?“, wollte Nicolas noch wissen.

Carentan atmete tief durch. „Das ist Kommissar Morel. Er ist ein Säufer und nicht

in der Lage den Fall auch nur ansatzweise zu lösen.“

Dann öffnete der Chefinspektor eine Schublade, holte einen Umschlag hervor und schob diesen Nicolas zu. „Darin ist alles, was Sie brauchen. Gehen Sie schon mal packen. Morgen fahren Sie mit dem Schnellzug nach Lyon und von dort aus mit der Eisenbahn bis nach Cherondville.“

„Mit der Eisenbahn?“

„Sie werden es verstehen, wenn Sie es sehen“, legte der Chefinspektor nach.

Nicolas nahm den Umschlag entgegen. Dann stand er auf und schulterte seine Ledertasche.

„Halten Sie uns jederzeit auf dem Laufenden, Nivet. Je schneller Sie Erkenntnisse sammeln und den Fall lösen können, umso besser!“ Carentan behielt die Arme vor der Brust verschränkt. „Dieser Javiers hängt uns schon genug im Nacken!“

Nicolas bedankte sich und verließ das Büro. Draußen öffnete er den Umschlag und fand Tickets für die Bahn, Fotos von Antoine Javiers, etwas Geld und seine Polizeimarke. Er lächelte und nahm die Marke in die Hand. Es tat so gut sie wiederzuhaben.

Kapitel 3

Lyon

Das eiserne Ungetüm schnaubte, dampfte und zischte. Nicolas glaubte seinen Augen nicht, als er das Gleis erreichte. Schnell erinnerte er sich an die Worte des Chefinspektors. Die alte Dampflok war riesig und in ihren Kesseln glühten die Kohlenstücke. Die Waggons waren zahlreich und liebevoll restauriert worden, allesamt Schmuckstücke aus einer längst vergangenen Zeit, fernab der Hochgeschwindigkeitsstrecken und den Schnellzügen der zivilisierten Welt.

Ein Mann in einer schicken Uniform mit Umhängetasche und einer Trillerpfeife im Mund näherte sich ihm und fasste sich zum Gruß an die Mütze. Er war wohl der Schaffner.

„Guten Tag, Monsieur. Sie haben vor mit dem Zug zu fahren?“

Nicolas nickte, nahm seine Ledertasche und den kleinen Koffer zur Hand.

Der Mann grinste. „Schön zu hören, dass es Menschen gibt, die Gutes noch zu schätzen wissen. Dürfte ich dann mal Ihre Fahrkarte sehen?“ Er streckte seine Hand aus. Nicolas zögerte einen Augenblick. Dann fuhr sein Blick wieder über das eiserne Ungetüm. „Wie alt ist dieser Zug?“, fragte er interessiert.

„Die Lok ist aus dem Jahr 1889. Ein echtes Museumsstück. Die Waggon sind jünger, machen aber immer noch was her, finden Sie nicht?“

Nicolas staunte nicht schlecht, fragte sich dann aber auch, warum sein Chef unbedingt darauf bestanden hatte, dass er damit nach Cherondville fuhr. Er sah wieder auf, kramte in seiner Tasche herum und reichte dem Schaffner anschließend die Fahrkarte. „Hier.“

Der Mann bedankte sich, holte einen altmodischen Entwerter aus seiner Umhängetasche, lochte die Karte und gab sie Nicolas freudestrahlend zurück. „Wo wollen Sie eigentlich hin, Monsieur?“ Der Schaffner war sehr neugierig.

„Ich steige in Cherondville aus.“

„Cherondville, aha. Es ist sehr schön dort, aber auch sehr einsam. Sie werden sich dort sicherlich gut erholen!“

Nicolas runzelte die Stirn. „Erholen? Wie meinen Sie das denn?“

Der Mann breitete die Arme aus. „Nun, es gibt dort ein sehr gutes Sanatorium.“

„Soso.“ Nicolas sah sich um. „Ich sehe kaum Fahrgäste. Ist das normal?“

Der Schaffner nickte. „Leider ja.“ Er schnaufte kurz. „Aber wenn Sie nach Cherondville wollen, ist dies hier die einzige Möglichkeit!“

„Wieso, ich verstehe nicht?“, antwortete Nicolas.

„Nach Cherondville führt eine alte Bahnstrecke, die für die neuen Zugklassen nicht mehr befahrbar ist und Cherondville liegt genau an dieser Bahnstrecke. Es gab zwei Optionen. Die Strecke einzustellen oder so zu belassen. Im Depot gab es noch diesen alten Zug, der diese Strecke schon früher gefahren ist. Eine Stiftung hat sie der Bahn abgekauft und die Verbindung wieder erneuert. Eine Bereicherung für die Region und die Menschen. Zudem liegen die großen Hauptstraßen zu weit entfernt, als dass

es sich mit dem Auto dorthin lohnen würde.“

„Wissen Sie vielleicht, wie viele Menschen dort leben?“

„Große Zeit für Sightseeing bleibt in meinem Job nicht, Monsieur. Ich habe gehört, dass im gesamten Umland nicht mehr als achthundert Menschen leben sollen.“

„Also gibt es in dieser Gegend nichts, was einen Normalsterblichen interessieren könnte?“

Der Schaffner lächelte. „Wie gesagt, es gibt ein bekanntes Sanatorium in Cherondville. Ab und an fahren ein paar Leute dorthin. Früher soll das eine anerkannte Heilstätte für Lungenkranke gewesen sein. Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen.“

Nicolas nickte. „Es soll dort eine Legende geben, haben Sie davon schon einmal etwas gehört?“

Der Schaffner sah Nivet irritiert an. „Eine Legende?“

„Eher ein Ammenmärchen über eine Aschefrau“, antwortete Nicolas.

Der Schaffner schüttelte den Kopf. „Sie haben aber eine Menge Fragen.“ Er kratzte sich am Hinterkopf.

Nicolas merkte schnell, dass er so nicht weiterkam „Ach vergessen Sie es.“

Der Schaffner sah wieder das Gleis entlang. „Tut mir leid, Monsieur, wenn ich Ihnen nicht weiterhelfen konnte.“

„Nicht schlimm.“

„Dann fahren Sie also nicht wegen des Sanatoriums nach Cherondville“, mutmaßte der Mann.

Nicolas bestätigte das.

„Wenn Sie dann einsteigen möchten, wir fahren in ein paar Minuten ab, Monsieur.“

Er holte eine alte Taschenuhr aus der Hosentasche und verglich die Uhrzeit mit der Bahnhofsuhr. Eine Sekunde später trillerte die Pfeife und die alte Dampflok setzte sich schnaufend in Bewegung ...

Bahnhof von Cherondville

Nicolas konnte sich nicht daran erinnern, jemals in einer so gottverdammten Gegend abgestiegen zu sein. Die Gegend um Cherondville war die reinste Provinz, fernab vom Trubel der Großstädte Lyon und Paris und Internet gab es hier auch nicht. Fuchs und Hase sagten sich hier wortwörtlich gute Nacht. Der Bahnsteig

war leer und Unkraut wucherte aus den Ritzen zwischen den Pflastersteinen. Ein alter Mann mit Gehstock und weißem Bart döste an einem anderen Gleis auf einer Holzbank. Sein Schnarchen konnte Nicolas bis auf seine Seite hören. Weiter hinten entdeckte er ein flaches Gebäude aus Stein, das wie ein alter Bahnhof aussah.

Nicolas nahm seine Tasche und den Koffer und machte sich dann auf den Weg. Hinter einer vergilbten Glasscheibe saß ein hagerer Mann mittleren Alters mit eng beieinander liegenden Augen. Als Nicolas an die Scheibe klopfte, hob der den Kopf und öffnete ein kleines Seitenfenster. Fragend sah der Mann ihn an, vielleicht auch überrascht darüber, dass hier überhaupt ein Fahrgast stand.

„Monsieur?“

„Sind Sie hier der Bahnhofsvorsteher?“

Der Mann nickte. „Sowas in der Art, ja. Brauchen Sie Hilfe?“

Nicolas zuckte mit den Schultern. „Wie komme ich von hier nach Cherondville?“

Der Vorsteher runzelte die Stirn. „Taxis gibt es bei uns nicht, Monsieur und der Bus fährt nur einmal am Tag.“

Nicolas verzog den Mund.

Der Vorsteher sah ihn wortlos an.

„Haben Sie vielleicht einen Fahrplan?“, hakte Nicolas genervt nach.

„Der Vorsteher schüttelte den Kopf. „Es gibt hier keine Haltestelle, wenn Sie das meinen, Monsieur. Wir sind hier nicht in der Stadt. Der Bus ist meist leer, weil die Leute den nicht nutzen oder zumindest selten ...“

„Wie komme ich dann nach Cherondville?“, unterbrach ihn Nicolas forsch.

Der Vorsteher sah auf seine Uhr. „Ich glaube der Bus ist auch eh schon weg.“

Nicolas verdrehte die Augen. „Wie weit ist es denn nun nach Cherondville?“

„Mit dem Bus zehn Minuten.“ Er sah Nicolas von oben bis unten an. „Zu Fuß etwa eine halbe Stunde.“

„Eine halbe Stunde?“

„Ja.“

Nicolas fasste sich an die Stirn.

„Vielleicht kann Sie ja der alte Lacroix mitnehmen“, schlug der Vorsteher vor.

Nicolas horchte auf. „Wer ist das denn?“

Der Vorsteher zeigte in die Richtung des alten Mannes, der noch immer auf der Bank döste. „Der dort.“

„Der auf der Bank?“, fragte Nicolas.

Der Vorsteher nickte, holte eine Trillerpfeife aus der Hosentasche und blies hinein. Eine Sekunde später fuhr der Alte hoch und blickte sich erschrocken um.

Nicolas taten die Ohren weh.

„Robert“, schrie der Vorsteher.

Der Alte drehte den Kopf.

„Robert Lacroix!“

Der Alte erhob sich und kam langsam auf den Bahnhofsvorsteher zu. „Was ist los?“, fragte der Alte genervt.

„Der Vorsteher zeigte auf Nicolas. „Der Herr hier möchte nach Cherondville.“

Der Alte sah Nicolas ebenfalls von oben bis unten an. „Aha und was hat das mit mir zu tun?“

„Hör zu Robert. Es kommt heute kein Zug mehr.“

„Wirklich keiner?“

Der Vorsteher schüttelte den Kopf.

„Ja dann.“

„Vielleicht könntest du den Herrn ...“

„Mein Name ist Nicolas Nivet, Monsieur“, unterbrach ihn dieser und reichte dem Alten die Hand.

„Sehr erfreut, Monsieur Nivet.“ Sie gaben sich die Hände.

„Fahren Sie denn heute noch nach Cherondville?“, fragte Nicolas zur Sicherheit lieber nach.

Der Alte überlegte kurz, dann nickte er und deutete Nicolas an, ihm zu folgen.

Nicolas bedankte sich bei dem Vorsteher und folgte dem Alten bis zum Parkplatz. Dort stand nur ein alter Traktor.

„Ist das Ihrer?“, erkundigte sich Nicolas irritiert.

Der Alte nickte und holte einen Zündschlüssel aus der Hosentasche.

„Wie lange wird die Fahrt denn dauern?“
„Solange wie es dauert, Monsieur. Sie sitzen hinten. Ihren Koffer müssten Sie allerdings bei sich behalten.“

Nicolas rieb sich die müden Augen, willigte dann aber ein und nahm Platz. Der Alte setzte sich hinter das Steuer und startete den Motor. Bevor er das Gefährt in Bewegung setzte, drehte er sich noch einmal zu Nicolas herum und grinste. „Gut festhalten und nicht runterfallen, Junge.“